

(Nachdruck verboten.)

20]

## Eine Pilgerfahrt.

Von Johan Bojer.

(Schluß.)

„Es war vielleicht ein armes Kind, das Sie angenommen hatten?“ Regina dachte: „Im nächsten Augenblicke sinke ich zusammen.“

Aber die Frau antwortete: „Ja, wir erhielten es vor einigen Jahren aus der Entbindungsanstalt. Eine Wirtschafterin, auf die wir so viel hielten, kam in die Hauptstadt und . . . nun ja, jetzt ist ja darüber nicht weiter zu sprechen.“

Regina verschluckte die letzten Worte, sie empfand sie als wohlthuende Erleichterung. „Er ist nicht tot!“ durchfuhr es sie. „Gottlob, er war es nicht!“

Aber laut sagte sie: „Ja, nochmals vielen Dank, gnädige Frau. Ich werde wohl einen dieser Höfe aussuchen. Adieu!“

Die Frau begleitete sie hinaus.

Am Abend saß Regina auf dem Balkon des Hotels und blickte in die lichte Landschaft hinaus. Im Speisesaal lärmte eine neue Reisegesellschaft, einige kamen herauf und setzten sich an kleine Tische und bekamen Kaffee serviert. Sie lachten und lärmten, plauderten in verschiedenen Sprachen, sie reisten, amüsierten sich, aßen, tranken, schliefen gut in der Nacht und trugen kein großes dumpfes Unglück im Herzen. War die Geschichte von der Wirtschafterin erdichtet? Sollte sie glauben, daß ihr eigenes Kind . . . daß sie ganz vergebens . . . nein, sie ertrug es nicht. Erhielt sie einmal darüber Gewißheit, was dann? Dann würden ja ihre Füße gelähmt werden, sie hatte keine weitere Zuflucht — und die finsternen Mächte, die ihr auf den Fersen folgen — sie würden sie packen — ja, sie würden sie packen.

„Nein, nein, mein kleiner Junge lebt. Es war ja das Kind der Wirtschafterin, die prächtige Frau hat nicht gelogen. Gottlob, du kannst noch reisen, und du besitzest ja eine Million zum Reisen. Und wenn der Weg auch dornenvoll wird, so mußt du ihn aufnehmen. Hast du wohl etwas andres verdient? Ist es nicht gut, daß du etwas sühnen darfst?“

Aber wohin sollte sie sich jetzt wenden? Hätte sie nur einen einzigen Vertrauten gehabt, den sie um Rat bitten konnte! Aber sie ging einher, allen Verbindungen entrückt, allein einer ganzen Welt gegenüber, jedem Gedanken, jedem Kummer ohne Tröster verfallen. Und so wurde sie vielleicht eine Beute ihrer eigenen Frungen. Denn wie konnte sie klar denken, richtig überlegen und die besten Wege wählen, da sie kaum mehr einen Gedanken festzuhalten vermochte.

Es wurde Mitternacht und noch saß sie hier, jetzt ganz allein. Die Stadt war still geworden. Das Brausen der Wähe und das Spiel der Wellen am Strande klang deutlich. Die Nacht war licht, wie am Tage. Die Sonnenwolken am Himmel glühten noch.

„O, Herr, mein Gott!“

Aus Christiafsand hatte sie telegraphiert, man möge ihr die Postfächer nach Nolle schicken. Am nächsten Tage ging sie zur Post. Zu ihrer großen Ueberraschung erhielt sie wieder zwei Briefe von den Zeitungen.

### XX.

Die beiden Briefe führten sie nach Trøndelagen und nach Nordland. Während sie nach dem ersten Orte fuhr, loberte neue Hoffnung auf, und sie fühlte sich glücklich, wieder hoffen zu können. Aber sie wurde enttäuscht, und es wirkte wie ein neuer betäubender Schlag. Der Brief aus Nordland klang wohl am wahrscheinlichsten, und vielleicht steckte doch die Tante dahinter, jedenfalls war er aus derselben Nordgegend. Und sie richtete sich wieder auf, faßte neue Hoffnung und zog nordwärts. Eines Tages saß sie dort in einem Bote und ließ sich zur Dampfbrücke rudern. Sie wurde wieder enttäuscht. Hatte hier jedoch einen neuen Fingerzeig gewonnen, und so mußte sie nun auch dort hinreisen.

Und jetzt begann für Regina ein seltsames Leben. Sie konnte sich nicht mehr ruhig niederlassen, sie war in eine Bewegung geraten, die sie nicht einzuhalten vermochte, sie reiste

unablässig, taumelte von jeder neuen Enttäuschung zu neuer Hoffnung, auf und ab, erhielt Schlag auf Schlag, richtete sich jedoch immer wieder auf, ruhelos und unaufhaltfam.

Im Herbst saß sie in einem Karriol, das nach dem Gudbrandssthal fuhr. Der Laubwald stand mit gelben Blättern längs des Landweges. Der Bach floß geschwollen und lärmend im Talgrunde zwischen Wiesen und Höfen. Sie wollte einen Arzt mit einem Pflegekinde überraschen.

Als der Schnee gekommen war, saß sie im Schlitten eingepackt und fuhr über die breiten Wege nach Toten. Die Schellen erklangen weithin durch die bereiften Wälder, und auf den weißen Schneefeldern lagen große rauchende Höfe. Sie wollte einen Kapitän unversehens überfallen. Jetzt war sie sich völlig klar, daß die Betreffenden das Kind verborgen hielten, und daß man wußte, wie sie herumjuchte. Man verbarg sich, und man verbarg ihr Kind, vielleicht führte man sie auch auf falsche Fährte, nur um sie zu verhöhnen. — Und sie begann jetzt in ohnmächtiger Wut herumzureisen, um diese Menschen zu finden, die ihr Leben mit so vielen Dualen erfüllt hatten, sie reiste mit geballten Händen, sie konnte nicht rasten.

Um die Weihnachtszeit saß sie im Zuge nach Desterdalen und blickte über die endlosen Fichtenwälder, die mit glühendem weißen Schnee beladen waren. Sie wollte einem Rechtsanwalt in Lönset ins Haus fallen.

Und diese Frau, die ihr Geheimnis so verborgen und ihren Kummer so stolz und ohne eine schmerzliche Miene getragen hatte, begann jetzt, sich einem Menschen nach dem andern auszuliefern, wenn sie glaubte, daß man ihr helfen könnte. Sie wandte sich immer wieder an einen neuen Rechtsanwalt und sie ließ das Geld nach rechts und links springen. So oft sie die Tüchtigkeit eines neuen Juristen rühmen hörte, eilte sie zu ihm. Alle wandten sich an die Entbindungsanstalt, wo man über diese Angelegenheit nichts in den Protokollen fand und wo der Professor der einzig Wissende gewesen. Und sie konnte ja selbst nicht einmal Auskunft über den Namen des Kindes geben, wußte nicht, wie die Pflegeeltern hießen, wo sie waren, ob in Norwegen oder anderwärts.

Die Rechtsanwälte sagten, sie müsse warten, sie würden schon arbeiten, aber sie müsse abwarten! Das konnte sie ja gerade nicht länger. Sie mußte sich beeilen, ihr Kind zu erlangen, ehe es zu spät war. Wer wußte, wie lange sie noch zu leben hatte.

„Nein,“ dachte sie schließlich. „Du mußt auf dich allein bauen. Und wenn du nur richtig auf der Lauer liegst, so wirst du es doch herausfinden.“

Eines Tages begann sie mühselig eine undeutliche Erinnerung aus der Anstalt auszuarbeiten. Wie war es doch? War sie nicht einmal erwacht und hatte mit dem Professor zusammen zwei Fremde gesehen? Sie standen freilich etwas entfernt, aber sie schienen sie anzublicken. Wie sahen sie aus? Die Frau? Der Mann? — Und sie zerbrach sich den Kopf, um sich zu erinnern. Hier fand sich natürlich der Schlüssel, wenn sie sich richtig zu erinnern vermochte, und sie mühte sich krampfhaft, diese Szene recht lebendig heraufzubeschwören. Ja, wie sahen sie eigentlich aus? Dort stand der Professor, und dort standen die Weiden. Der Mann? Seine Nase, der Bart und der Anzug, sein Haar? Jetzt hatte sie ihn bald. — Am nächsten Tage war sie auch sicher, sich der Frau völlig zu erinnern. Jetzt standen sie ihr Beide vor Augen. Aber wo waren sie? Jetzt handelte es sich darum, sie zu treffen. — Und sie mußte sie treffen! Und wenn sie ihr Aussehen beschreiben konnte, so konnten ihr die anderen ja weit besseren Rat erteilen.

Sie fiel Leuten in die Hände, die die Gelegenheit wahrnahmen, sie auszupressen. Und sie ließ es willig geschehen, erkaufte gern für teures Geld eine neue Hoffnung, selbst wenn sie gelinden Argwohn hegte. Sie konnte doch wieder reisen, wieder vor dem Schlimmen flüchten, das ihr auf den Fersen folgte.

Eine Spur führte sie auf einen Ingenieur, der nach Südafrika ausgewandert, eine andere auf einen Postbeamten, der wegen Kassendefekts nach Amerika gereist war, eine dritte auf einen norwegischen Konsul in Australien. Sie trieb schließlich die Adressen auf, um sie in der Hinterhand zu haben, wenn alle Reisen im Heimatlande fehlschlügen.

Und Wochen und Monate verstreichen.

Jede neue Enttäuschung richtete eine neue Furche in ihr Gesicht und strich eine neue Dichtung durch das einst so dunkle Haar. Im Hotel mußte jeder bei Tische diese schwarzgekleidete Frau mit dem blassen Gesicht und den langen schönen Augenwimpern bemerken. Sie schien von unbestimmbarem Alter, sie konnte jung und sie konnte alt sein, es war unmöglich zu erkennen.

Vor auf ihr Auge fiel, was ihr Ohr erfaßte, sie setzte alles nur mit dem Einen in Verbindung, außerhalb dessen nichts auf der Welt für sie existierte. Ein zufälliges Gespräch in einem Eisenbahnwagen konnte ihr eine ausgezeichnete Idee geben, die auf eine neue Spur führte, einen neuen Ausweg eröffnete. Wenn sie sich unter Menschen bewegte, suchte sie stierend mechanisch die Beiden zu finden, deren sie sich jetzt so deutlich erinnerte. Und wenn sie sie fand, würde sie sich natürlich nicht genieren.

Und je mehr Zeit verfloß, und je mehr sie zu ahnen begann, daß sie sich dem Abgrund näherte, wo sie Halt machen müsse, alles aufgeben und bekennen, daß sie einen unschuldigen Mann nutzlos gemordet habe, — um so heftiger und ungeduldiger wurde sie auf Reisen: die Postpferde liefen zu langsam, die Eisenbahnen waren ungeordnet, die Dampfschiffe machten sie rasend, wenn sie fünf Minuten Verspätung hatten.

Aber sie besaß ja noch ihren Reichtum und Zeit hatte sie auch noch genügend vor sich, es galt nur auszuharren, es galt nur auszuharren!

Da kommt eines Tages ein Brief von einem der Rechtsanwältin, der sie auf einen Augenblick ganz verwirrt macht. Er berichtet, daß ihr Kind ganz bestimmt im Lebensalter von einigen Monaten gestorben sei, die Pflegeeltern seien eine Gardesvogelfamilie in Drammen. Aber der Mann sei auch gestorben und die Witwe sei nach dem Auslande verzogen. Der Rechtsanwalt war überzeugt, daß hier das Geheimnis läge, und jetzt wollte er versuchen, die Witwe zu finden.

Aber nach Verlauf eines Tages fand Regina diesen Gedanken, daß ihr Kind gestorben sei, allzu unmöglich. Nein, in allem mußte doch ein Sinn liegen. Diese Rechtsanwältin — man konnte nie auf sie bauen. Wer wußte, ob dieser nicht im Einverständnis mit den wirklich Betreffenden war und sie auf Irrwege führen wollte? Nein, es sollte nicht glücken, sie jetzt noch zum Aufgeben zu bringen, es sollte wahrlich nicht glücken.

Und sie reiste wiederum, aber von jetzt ab öffnete sie nicht mehr die Briefe dieses Rechtsanwalts, sie wollte nicht wissen, ob er die Frau fand. Man konnte an nichts glauben, sie durfte nur auf sich bauen.

Aber während Leiden und Beschwerden dieses Kind immer kostbarer machten, begannen gleichzeitig ihre Vorstellungen über dieses Kind sich anders zu gestalten, nahmen ihre Zuflucht zu märchenhaften Träumen. Es stand vor ihr auf einem kleinen, sonnenbeschienenen Streifen Erde, in einem gelobten Lande, wohin sie einmal gelangen sollte, um für ewig auszuruhen. Es wurde schließlich zu einem unbestimmbaren Paradiese, wo keine Sünden und keine Reue die Pforten überschreiten, und wo sie erlöst würde, sobald sie nur hingelangt sei. Man mußte nur ausharren, man mußte nur ausharren!

Schließlich begann sie einzusehen, daß sie an den verschiedenen Orten, wo sie gewesen war, nicht die richtigen Fragen gestellt, den Leuten nicht hinreichend scharf in die Augen geblickt habe, als sie antworteten. Sie konnte sich eine ganze Nacht hindurch grämen, daß sie nicht so gefragt habe — und so — und so. Schließlich begann sie wieder zu diesen Leuten zu reisen — und immer wieder zu anderen.

Da benachrichtigt sie eines Tages der Advokat, der ihr Vermögen verwaltet, daß Platens Schwestern Schritte getan hätten, daß das hinterlassene Vermögen zwischen ihr und dem Sohne geteilt werde, ehe die Mutter alles verschwende.

Eine von Platens Schwestern bat auch um die Erlaubnis, den Knaben bei sich erziehen zu dürfen. Regina ging auf alles ein, um von dieser Seite in Frieden gelassen zu werden. Aber sie empfand es doch als aufziehendes Ungewitter, diese erste selbständige Botschaft des kleinen Platens, der unaufhaltsam wuchs, unaufhaltsam näherte sich die Zeit, der Tag, da er kommen konnte. Und kommen würde er. — Eile tat also not, solange es Zeit war.

XXI.

Und die Zeit streicht hin.

Regina liegt unter den feuchtkalten Hotelbettluchern und zittert und blickt ins Dunkle.

Sie ist nicht wach, aber sie schläft auch nicht. Sie reist, aber das Schiff fährt viel zu langsam, sie reist ununterbrochen, aber der Zug hält an und bleibt stehen, es ist zu toll, aber er steht und weigert sich weiter zu fahren. Nein, dieses Mal ist es nicht die Eisenbahn, sie schreitet über einen Weg, sie läuft, aber die Füße sind zu schwer und versagen den Dienst. Sie ist auf einer Heide, dort ist es ganz dunkel, darüber wölbt sich gelbschimmernder Sturmhimmel, an dem große, schwarze Wolken in dampfendem Wirbel hinjagen.

Sie ringt sich vorwärts gegen den kalten Wind. Hinter sich hört sie Fußtritte, und sie erkennt sie gut und beginnt zu laufen. Sie wagt sich nicht umzusehen, und doch sieht sie während der ganzen Zeit dieses fleischige Gesicht mit dem Snebelbart und den guten Augen. Er will ihr auch jetzt nichts Böses antun, er will ihr nur sagen, daß er ihr auch dieses vergibt. . . . Dieses, sie weiß wohl schon. „Warte ein wenig, laufe nicht so schnell, meine liebe Gattin, Du hörst ja, ich will Dich nur umarmen und Dir sagen, daß ich alles vergebe. Freilich verstreust Du jetzt in alle Winde das Geld, das ich gesammelt habe, aber es macht nichts, Du hörst ja, ich sage, ich verzeihe Dir.“

Und sie läuft und läuft, um fortzukommen. Ihr folgt ein Vogelschwarm, jawohl, es sind ihre Erinnerungen — diese und — jene — und diese. Einige loden so milde, andere schreien so häßlich, und sie können niederschlagen, wenn sie nur stillesteht, nur stillesteht, sie darf es nicht. Und doch wollen die Füße nicht folgen, sie kleben fest, und sie kommt nicht weiter.

Sie fährt plötzlich im Bette auf und springt auf den Boden, zündet ein Licht auf dem Nachttisch an und bleibt dann auf dem Bettrande sitzen.

„D, mir träumte, gewiß etwas Schlimmes, und es ist erst ein Uhr. Regina, weshalb lehrst du nicht um, du mußt diesen Alp abschütteln.“

„Aber dann mußt du alles bereuen. Da mußt du dich ihm auf Gnade oder Ungnade ergeben, ganz willig sein, das Feuerste opfern. Und dann? Dann hast du ja alles vergebens getan. Dann fängst du wieder von vorn an. Nein, das vermag ich nicht — ich muß zuerst den Knaben finden.“

Aber angenommen, Du stirbst diese Nacht. — Und ihm wiederbegegnet — ihm — und aus seinem Munde hören, daß er Dir vergibt, das wäre schlimmer als alles, ich vermag es nicht, ich will es nicht aushalten.

Wenn man sicher wäre, daß es kein Jenseits gäbe? Wenn man verschwinden könnte — wie ein weißer Rauch? Aber niemand weiß es, niemand weiß es.

Dieses Leben — es ist ein merkwürdig buntes Tuch. Ich lege selbst Schlinge auf Schlinge, der Faden läuft in meiner Hand, aber ein einziger Fehlgriß kann nie ungeschähen gemacht werden, er zerstört unerbittlich das kostbare Tuch. . . .

Wie groß ist wohl meine erste Schuld? Damals — hätte ich fünf Kronen mehr gehabt, so daß die Anstalt bezahlt werden konnte — so wäre jetzt vielleicht alles anders.

Aber jetzt kann es nicht ungeändert werden — in Zeit und Ewigkeit kann es nie geändert werden.

Hier liegst Du, und Gott sei gelobt, daß noch nicht alle Hoffnung geschwunden ist. Du mußt nur noch etwas standhalten. Vielleicht liegt morgen alles ganz anders. Und da — und dann? Alles wird vergessen sein, und ich will danken und preisen.

Aber hier liegst Du und lässest die Zeit verstreichen, und falls er jetzt bei dem Pfarrer ist? Falls er krank ist und in dieser Nacht sterben kann? — Hier liegst Du, bist Du ganz von Sinnen?

Und sie springt auf, klingelt im Hotel und beginnt sich eilig anzuziehen. Sie muß wieder klingeln und endlich kommt das schläfrige Mädchen. Sofort Postwagen bestellen. Jawohl, es ist Nachtzeit, aber nehmt doppelte Bezahlung, der Wagen muß augenblicklich bereit sein.

Und in der Nacht rollt ein Kariol lärmend von damen. —

### Ferienwanderungen der Volksschüler.

Unsere Volksschule ist nicht imstande, ihre Aufgaben zu erfüllen. Mangelhafte Organisation, unzeitgemäße Methode und vielfach ganz unzulängliche Vorbildung der Lehrkräfte hindern sie daran. Der Schulwagen — ein Bild von Pestalozzi — steckt tief im Sumpfe. Die körperliche Erziehung der Jugend wird so gut wie völlig vernachlässigt, die geistige jagt durch ihre Unfruchtbarkeit und Einseitigkeit, die sit-

liche ist verfehlt in ihren Mitteln und ihrer Tendenz. Um aber doch Erfolge aufzuweisen zu können, greift man zu den verschiedensten Hülsen und Hilfsmitteln. Wenig wählerisch oft und meist ohne die Fähigkeit zu deren sinngemäßer und zweckmäßiger Anwendung. Und — ausgerechnet! — nie mit sicherem Erfolge das erfassend, was einzig wirklichen Erfolg verspricht. So richtet man Qualitätsklassen ein, ändert am Lehrplan herum, verpflanzt die Kunst in die Schule, verlegt den Unterricht auf den Vormittag, veranstaltet Ferien-Fortbildungskurse für Lehrer — was weiß ich noch. Der Erfolg ist aber immer negativ und die Schulerziehung bleibt ein ewiges Experimentieren. Auch bei den Ferienwanderungen, die neuerdings von Leipzig aus aufgefunden sind und nun auch in Berlin eingeführt werden sollen, handelt es sich um ein Experiment.

Um gegen die einseitige geistige Beschäftigung und das qualvolle stille Schuledaßigen der Kinder und gegen die daraus sich ergebende frühzeitige geistige Abspannung und körperliche Erschlaffung ein Gegengewicht zu schaffen, hat auf Anregung des Leipziger Schuldirektors Dr. Weyer die Leipziger Ortsgruppe des Deutschen Vereins für Volkshygiene 1900 die Einrichtung getroffen, Schüler und Schülerinnen der Volksschule während der Ferien Gelegenheit zu kleineren und größeren Wanderungen in Verbindung mit physischer Arbeit zu geben. Eine Art Arbeitsunterricht in zwinglosester Form. Um die Befriedigung des Tätigkeitstriebs der Kinder ist es der Veranstaltung in erster Linie zu tun, doch soll die Arbeit nicht „stubenhoderische Handarbeit“, sondern „ambulatorische Fußarbeit“ sein, die das Freie und die frische Luft liebt, sie soll „durch erzieherisch erdachte Aufgaben abwechslungsreich und interessant gemacht“ werden und die Jugend in der Heimat festhalten, damit diese die heimatischen Felder und Fluren kennen lernt und lieb gewinnt. Die Anbahnung eines engeren Freundschaftsverhältnisses zwischen Großstadtkindern und Natur ist die zweite große Hauptaufgabe der Wanderungen. Besonders sollen die Kinder solcher Eltern herangezogen werden, die ihren Kleinen während der Ferien nichts zu bieten vermögen; statt daß diese Kinder auf der Straße liegen und verwahrlosten, sollen sie unter Führung kinderfreundlicher Erwachsener angeleitet werden zu nützlichen Beschäftigungen aller Art, zu Spiel und körperstärkendem Aufenthalt im Freien.

In Leipzig haben sich bis jetzt nur schulpflichtige Kinder (1904 insgesamt 1320) an den Wanderungen beteiligt, doch soll auch, wie in München, in Zukunft die schulentlassene Jugend heranzuziehen versucht werden. Nach einer Schilderung der Leipziger Einrichtung, die Dr. Weyer in den „Blättern für Volksgesundheitspflege“ veröffentlichte, werden die Kinder immer in Gruppen von 25 bis 30 Teilnehmern eingeteilt, unter denen stets einige kostenlos mitgenommen werden. Jede Gruppe steht unter Führung einer erwachsenen Person, die nicht gerade dem Lehrerstande anzugehören braucht, wenn sie nur sonst für die eigenartige Erziehungsaufgabe, die hier vorliegt, pädagogisches Verständnis hat. Die Beschäftigungen finden in allen Ferien statt, vorläufig allerdings noch mit Ausschluß der Weihnachtsferien, für die aber bei gegebener Veranlassung auch noch solche Beschäftigungen eingerichtet werden sollen (Eislauf, Schlittenfahrten, Schneeballschlachten, Bau von Schneemännern, Schneeburgen, Schneeschanzen usw., Skilaufen, Rennwollfahren). Beschäftigt wird die Jugend einen Tag um den anderen. An jedem beschäftigungsfreien Tage der Sommerferien nehmen die Kinder in einer Bade-Anstalt ein Bad, wozu sie vom Verein die Marken bekommen. Auch auf den Wanderungen läßt man sich ein Bad nicht entgehen, sobald es die Umstände irgend erlauben. Diejenigen Tage, an denen zugleich gewandert, gebadet, womöglich auch noch gespielt wird, stehen bei den Kindern am höchsten in der Erinnerung. Der Wechsel von Wandern und Baden soll der Anfang einer geregelten Körperpflege sein und hat sich als solcher auch bewährt. Die Wanderungen sind fast ausschließlich eintägig, die Kinder kehren also in der Regel abends wieder nach Hause zurück. Gruppen, die sich auf ihren Wanderungen bewährt haben, können die Erlaubnis erhalten, versuchsweise zwei- oder auch mehrtägige Wanderungen zu machen. Für die Verpflegung der Kinder während der eintägigen Wanderungen dürfen nur ganz minimale Kosten erwachsen: in der Regel nur die Straßenbahn-groschen, um früh aus der Stadt hinaus und abends wieder herein zu gelangen. Für den Tagesbedarf sind die Kinder vom Elternhause aus mit Proviant zu versehen, ein alkoholfreies Erfrischungsgetränk führen sie in der Feldflasche mit sich. Eingekauft in Wirtschaften wird so wenig wie möglich. Neuerdings wird häufig Kochgeschir zur Vereitung eines einfachen Mittagessens (Brühwürstchen, Erbswurst zc.) im Freien, sowie Kaffees oder Kakaos auf die Wanderfahrten mitgenommen; gerade solche Fahrten gelten bei den Kindern als die gelungensten. Am Schlusse einer Anzahl von Wanderungen wird ein Fest gefeiert. So am Schlusse der Sommerferien ein Spielfest in einem großen Parkrestaurant, das eine eigene Spielwiese mit allerlei Spielgerät für die Jugend eingerichtet hat, am Schlusse der Herbstferien ein Kartoffelfest, zu dem sich die Schüler die Kartoffeln auf freiem Felde selbst herausgraben und am Kartoffelkrautfeuer rösten oder kochen. Knaben und Mädchen haben dabei bestimmte Arbeiten zu leisten, bis ein frugales, aber frohes Mahl — bestehend aus Kartoffeln, Gurken, Butter und Kaffee — das Fest beschließt. Leider betragen die Kosten der Wanderungen für alle Ferien — obwohl der Rat der Stadt Leipzig im letzten Jahre hierzu 2000 M. bewilligt hat — pro Kind noch immer 8 bis 9 M., eine Summe, deren Höhe

manchem armen Kinde die Teilnahme an den Wanderungen und Arbeiten nicht gestattet.

Zu einem Vortrage, den im Januar d. J. Herr Dr. Weyer in Leipzig über die Ferienbeschäftigung von Schulkindern hielt, erwähnte er, daß viele Klassenlehrer Leipziger Schulen wünschen, die Leitung der Wanderungen selbst zu übernehmen, um bei dieser Gelegenheit machen im Unterricht etwas stiefmütterlich behandelten oder nicht genügend verstandenen Stoff noch etwas vertiefen zu können. Dies führt auf die pädagogische Bedeutung der Ferienwanderungen. Es ist ganz natürlich, daß im Gedächtnis der Kinder derjenige Unterrichtsstoff viel besser haftet, der dem Verständnis auf dem Wege einer lebendigen Anschauung zugeführt worden ist, als derjenige, der gelernt, eingetrichtert, erbisstet werden muß. Die vier Wände des Schulzimmers schließen den Unterricht ab von aller Natur, allem Lebendigen, von der ganzen Welt der Anschauung und des Erlebens. Man operiert mit Worten, Begriffen, leeren Formen, das Kind langweilt sich und ermüdet, das Interesse stumpft ab, die Sinne erlahmen infolge des andauernden Nichtgebrauches, der Ertrag des Unterrichts ist ein Gefäß tot, dürrer Materials, für die wirkliche Erziehung des Kindes ist nichts gewonnen. Da stoßen nun die Ferienwanderungen dem trodenen Schulbetriebe neues Blut und neues frisches Leben ein. Die historischen Beziehungen der Gegend werden an der Hand der Anschauung klar gemacht, der Betrieb der Landwirtschaft wird in verschiedenen Erscheinungsformen, beim Kleinbauern und auf dem Rittergut, verfolgt, der Bau einer alten Bodwindmühle, einer Wassermühle alter Konstruktion, einer großen modernen Dampfmühle wird erläutert, eine primitive Töpferei, eine kleinere und größere Gerberei, eine Stelmacherei, eine Dorfschmiede, eine städtische Kunstschmiede, eine Seilerey älteren Betriebes und eine moderne Seilfabrik usw. werden aufgeführt. Welche Fülle von Anschauungen dringt damit auf das Kind ein! Weiter wird in den Flüssen gefischt, gekrebst, gepatzt; Sandbänke werden aufgeführt, Wasserläufe gegraben, Dämme errichtet, Wehre gebaut, kleine Teiche ausgehoben. Sandmodellarbeiten angefertigt zc., künstig soll auf einem brachliegenden städtischen Grundstücke auch Gartenarbeit verrichtet werden. Der Drang nach Tätigkeit findet nach langen Wochen systematischer Anbelagerung durch unsere Schulerziehung endlich Gehör, die Muskeln strecken sich, die Sehnen spannen sich, die Lunge atmet tief auf — das Kind ist wieder in seinem Lebenselement.

Und doch sind die Ferienwanderungen nur ein Palliativmittelchen, ein Notbehelf. Sollte ihr segensreicher Einfluß eine tiefere, umgestaltende Wirkung auf den ganzen heutigen Schulbetrieb, auf den mangelhaften Organismus und die unfruchtbare Methode ausüben, müßten die Wanderungen zu einem integrierenden, organischen Bestandteil des Unterrichts werden. Nicht bloß während der Ferien wären Unterrichtsstoffe zum Zwecke einer tieferen Erfassung an die Anschauung, die Arbeit und das Erleben anzuknüpfen, die Selbsttätigkeit des Kindes hätte überhaupt in den Mittelpunkt des Unterrichts zu rücken. Heute kommt man über gutgewollte Ansätze, Versuche, Experimente nicht hinaus. Sie sind nicht zum Schaden, gewiß nicht, aber man schätze ihren Gewinn für das Ganze nicht zu hoch ein. Niemand kann über seinen Schatten springen, und die Gesellschaft von heute kann bei Gefahr eigener Vernichtung dem Volke keine Schule geben, die wirkliche Erziehungsarbeit leistet. Das Gute und Gutgemeinte, was einzelne Philanthropen schaffen und zu schaffen streben, sei gern und freudig entgegengenommen, nie aber sei dabei vergessen, daß ganze und fertige Arbeit auf allen Gebieten der Kultur das Volk selbst zu verrichten hat. —

O. R.

## Kleines feuilleton.

— Ueber die Zucht und den Anbau von Blumenzwiebeln veröffentlicht der vom auswärtigen Amt nach den Niederlanden entsandte deutsche landwirtschaftliche Sachverständige Dr. Frost in den „Mitteilungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft“ eine lesenswerte Studie: Die Blumenzwiebelkultur ist in Holland bereits sehr alt und stand im 17. Jahrhundert in besonderer Blüte. Man zahlte in jener Zeit für eine einzige Zwiebel Preise, die bis zu 19 000 M. gingen. Diese Liebhaberei ging in dem nächsten Jahrhundert sehr zurück, aber noch heute werden in England und Amerika für besonders seltene und schöne Zwiebeln außerordentlich hohe Preise angelegt. Im Laufe der Zeit hat sich die Zwiebelkultur längs der ganzen holländischen Küste ausgedehnt. Der Hauptort der Züchterei ist Südholland, wo 2150 Hektar mit Blumenzwiebeln angebaut sind. In Nordholland sind es 946 Hektar; der Anbau in den anderen Provinzen ist unwesentlich. Für die Kultur kommt nur der schmale Sandstrich in Betracht, welcher zwischen den Dünen des Strandes und dem landeinwärts gelegenen Marschweideland liegt, die sogenannte Geest. Man nimmt an, daß diese Böden durch Absenkungen von Meeresarmen gebildet wurden, die das jenseits der Dünen liegende Meer ins Land hineinsandte. Infolge der dadurch entstehenden eigenartigen Beschädigung sind die Böden dieser später ausgetrockneten Gasse ein gut Teil wertvoller und gehaltreicher an Pflanzennährstoffen als der Seesand am Strande. Außerlich ist dieser Boden, aus dem die holländische Gartenkunst ein wahres Paradies geschaffen hat, am besten vergleichbar dem Inhalte einer Streusandbläse. Der Sandboden, in dem die holländischen Blumenzwiebeln gezüchtet werden, muß künstlich besesigt werden, um nicht bei heftigem Winde fortzuströmen. Das ganze Gartens

Land ist von niedrigen Hecken durchzogen, welche die Felder der einzelnen Gärtner abgrenzen und als Windschutz dienen; auch sieht man, daß gerade so, wie die Dünen am Strande mit Sandgras, dem sogenannten Helm bepflanzt werden, um gegen den Wind standzuhalten, auch in den brachliegenden Zwiebelfeldern Büschel von Weizenstroh in kleinen, regelmäßigen Abständen in den Sand gesteckt sind, um den Boden festzuhalten. Auf diesen Boden werden die Zwiebeln gezogen, die in alle Welt gehen und deren Zucht nirgends eine Konkurrenz hat. Der Zweck der Züchterei ist die Erzeugung von Zwiebeln und nicht etwa die von Blumen. Die Phazinthenblüten selbst werden in großen Massen aufgeschichtet und vernichtet. Nur verhältnismäßig recht kleine Mengen werden in den holländischen Städten als Schnittblumen zum Verkauf gebracht. Der Anbau der Zwiebeln ist mit großen Schwierigkeiten verbunden und noch viel mehr die Züchtung neuer Sorten. Die feineren Kulturen werden auch in der Blumenzwiebelzüchterei unter Glas getrieben, doch ist die Anwendung von solchen Treibbeeten und Treibhäusern in diesem Zweige der holländischen Gärtnerei nicht bedeutend. Insgesamt werden in der Blumenzwiebelgärtnerei etwa 963 Geviertmeter Glasfläche mit künstlicher Erwärmung, 5538 Geviertmeter Glasfläche ohne Erwärmung verwandt. Die Zwiebeln, die im Winter aus der Erde genommen werden, kommen in sehr gut gereinigtem Zustande und nach sorgfältiger Auslese in Scheinen, wo sie in ganz dünnen Schichten auf Holzgestellen aufbewahrt werden. —

— Der Rattensfänger von Mestkirch. Der „Köln. Ztg.“ wird geschrieben: Hinreichend bekannt ist der Rattensfänger von Hameln; gar wenig spricht die Jetztzeit aber von dem Rattensfänger von Mestkirch im Badiſchen. Ueber ihn berichtet die Zimmerische Chronik: Von altersher bis 1538 seien die Ratten in Mestkirch eine große Plage gewesen. Oftmals sei es so schlimm gewesen, das Ungeziefer habe so überhand genommen, daß man für jede gefangene Ratte einen Heller ex publico gezahlt habe. Freiherr Gottfried Berner von Zimmern, damals Herr zu Mestkirch, ließ mehrere Male Sant Ulrichs-Erde von Augsburg kommen, wie denn der „gemeine Leumund“ geht, das sei ein untrüglich Mittel, — aber „es wolts nit tuen“. Da kam 1538 kurz vor Weihnachten ein Abenteurer nach Mestkirch und erbot sich, in der kommenden Weihnacht alle Ratten zu vertreiben. Biewohl er „ain unmacbar person“ (mischachtet) und die Leute ihm so etwas nicht zutrauten, hat aber der Bürgermeister die vier oder fünf Gulden, die er verlangte, zugesagt, wenn er die Ratten austriebe. Als nun die Christnacht gekommen, durchging er alle Gassen und Gäßchen. Das trieb er die ganze Nacht bis Mitternacht, daß man schreite. Um zwölf Uhr ging er auf das Marktbrudlin (Marktbrüddchen) und verbannte alle Ratten aus der Stadt. Was er für Peremonia und Wort dazu gebraucht, das hat niemand gehört noch gesehen, dann er niemanden hat zusehen oder zuhören lassen. Wie es aber auch sei, die Ratten sind von der nächsten Woche ab dermaßen verschwunden, daß von derselben Zeit kein Ratt nie mehr gesehen, auch jetztmals allda von den Gnaden Gottes deßhalb frei und gesäubert ist. — Einfacher hatten es die Beringer (im heutigen Hohenzollern). Die waren ganz frei von Ratten seit undenklichen Zeiten. Das soll Sant Ulrich von Augsburg ihnen, sagt man, „umb Gott erworben haben“, weil er mütterlicherseits ein Graf von Beringen und zu Beringen auch geboren sein soll. — Heutigen Tages gibt es wieder Ratten zu Beringen. Derselbe Chronist, der seine Chronik im 1566 schrieb, weiß auch, daß auf dem Domstift zu Trier keine Schwalbe nistet, selbst nicht einmal darauf ausruhen können sie, weil sie sonst herabfallen und sterben. „Soll auch ufer einen verborgenen gaislichen ursach kommen.“ Darauf fährt der Chronist mit ergößlicher Kindlichkeit fort: „Wer will dann die ursach finden, daß us keinen Juden Haus die storken (Störche) nisten? und da ein Jud in ein Behauung zueht, darauf die storken, so verlassen sie doch das nest und fliegen darvon.“ Trierer Domstift und Judenhäuser haben also doch eine ornithologische Mchlichkeit. Uebrigens kennt der Chronist auch die traurige Geschichte vom „Hammeler“ Rattensfänger und gibt den Hammelern „ob irer eigenen dorhait und lachheit“ die Schuld. Die Stadt Hammel setze aber seit dem Unglück auf ihre Briefe neben dem Datum noch — „und nach verklärung unserer Kinder in dem oder dem jar.“ —

**Medizinisches.**

— on. Fußschmerzen. Die Klagen über Schmerzen in den Füßen sind so häufig und können oft so wenig begründet werden, daß es dem Arzt schwer fällt, ihre Entstehung aufzuklären und die richtige Abhilfe zu finden. Gewöhnlich denken die Leute an Rheumatismus und, wenn sie alt genug dazu sind, an Gicht und unternehmen es wohl gar, auf eigene Faust Heilung in irgend einer Art der Behandlung oder in Bädern zu suchen. Dr. Jdelsohn aus Wiga weist in der „Peterburger Medizinischen Wochenschrift“ darauf hin, daß sich ganz sicher eine nicht geringe Zahl von Kranken eine kostspielige Badereise hätte ersparen können, da eine gründlichere Untersuchung über die Ursache der Schmerzen die Rigolosität der betreffenden Kur und die Notwendigkeit einer anderen Behandlung ergeben hätte. Der genannte Arzt hat seine Erfahrungen während einer Reihe von Jahren in dem holländischen Badeorte Kemmeru gesammelt, dessen Schwefelquellen namentlich gegen Gicht und Rheumatismus benutzt werden. Daraufhin bespricht er verschiedene Arten von Fußschmerzen, wobei er jedoch solche ausschließt, die ohne Zweifel mit

örtlichen Erkrankungen der Knochen oder Gelenke, mit Geschwulsten im Becken oder im Rückenmark, sowie mit Rückenmarkschwindsucht oder Rückenmarksentzündung zusammenhängen. Die unteren Extremitäten nehmen als Körperteile eine gewisse Sonderstellung ein, die ihre Neigung zu gewissen Erkrankungen erklärlich erscheinen läßt. Sie müssen die schwerste Arbeit verrichten und sind den Einflüssen des Wetters am meisten ausgesetzt. Vor allem stehen sie aber unter den ungünstigsten Bedingungen mit Rücksicht auf den Stoffkreislauf, einmal wegen der weiten Entfernung von dessen Centrum und ferner wegen der Gegenwirkung der Schwerkraft, die zu Stauungen in den Adern führen kann. Endlich wirkt auch die Macht der Mode noch oft dazu mit, den Weibern ihre harte Arbeitsleistung zu erschweren. Dr. Jdelsohn bespricht im ganzen 188 Fälle, in denen er wegen Fußschmerzen zu Rate gezogen wurde. Die häufigste Erkrankung war die Ischias. Unter diesen Kranken waren 32 Männer und 21 Frauen im Alter zwischen 18 und 76 Jahren. Die Erkrankung fand sich 21mal auf der rechten und 32mal auf der linken Seite; doppelseitige Ischias ist dem Arzt überhaupt nie vorgekommen. Die Erscheinungen dieser Krankheit sind leider sehr bekant. Sie äußern sich hauptsächlich in Schmerzen beim Strecken des im Hüftgelenk gebogenen Beines und Nachlassen der Schmerzen bei der Beugung des Kniegelenkes, Verschlimmerung während der Nacht, schmerzhafteste Rückwirkung des Niesens und Hustens usw. In der Häufigkeit kommt der Ischias am nächsten die Entzündung und Verkalkung der Adern (Arteriosklerose) an den Füßen. Das äußere Merkmal dieses Leidens ist zeitweiliges Gintren. Es kann an den Füßen häufig ganz unabhängig von anderen Körperteilen auftreten, und zwar namentlich schon in verhältnismäßig jungen Jahren, sogar schon vom dritten Jahrzehnt des Lebens an. Dr. Jdelsohn hält dies Uebel für häufiger, als man bisher angenommen hat. Wodurch es entsteht, weiß man noch nicht. Erb hat es auf den Tabakmißbrauch zurückführen wollen, wofür Jdelsohn keinen Anhalt gefunden hat. Dieser Arzt hält den Einfluß kalter Luft, das Stehen unter freiem Himmel bei Winterkälte, ferner Syphilis, Alkoholismus, Zuckerkrankheit und den Plattfuß für bedeutungsvoller mit Rücksicht auf den Ursprung dieser Krankheit. Sie scheint sehr viel häufiger bei Männern als bei Frauen zu sein, denn unter den Patienten des Rigaer Arztes befanden sich nur 3 Frauen neben 31 Männern, vierzehnmal war die Erkrankung rechtsseitig, zwölftmal linksseitig und achtmal doppelseitig. Die Kranken empfinden die Schmerzen oft beim Stehen stärker als beim Gehen und leiden auch mehr, wenn sie in Pantoffeln gehen als in Stiefeln. Die Gicht äußert sich in den Füßen häufig durch Schmerzen in der Ferse oder in der Gegend der Achillessehne, auch in der vorderen Hälfte der Fußsohle. Die so oft bespotteten Gichtanfalle in der großen Zehe (Zipperlein) scheinen weniger häufig zu sein. Durch Verdauungsstörungen können sich schmerzhafteste Entzündungen in den Füßen entwickeln. Bei sehr fettliebigen Leuten stellen sich Schmerzen in den Füßen einfach deshalb ein, weil den Weibern das Tragen eines zu großen Gewichtes zugemutet wird. —

**Humoristisches.**

— Aufklärung. Fremder: „Es ist mir aufgefallen, daß die Herren der Hofgesellschaft ihre Augen immer so sehr zusammenkneifen.“

Einheimischer: „Ja, wissen Sie, unser neuer Fürst hat von Natur sehr winzige Sehorgane und seitdem sind kleine Augen modern.“

— Schulhumor. In dem Aufsatze eines Elfjährigen über „Luther in Worms“ war zu lesen:

„Der Herzog von Braunschweig schickte dem Luther eine Kanne voll Einbender Bieres; dieser aber sprach: Hier stehe ich, ich kann nicht mehr, Gott helfe mir. Amen.“ —

(„Jugend.“)

**Notizen.**

— Sächsische Redensarten. „Aee das heeßt, sehn Se, hörn Se, wissen Se, warte mal, wie war Sie denn das?“ — „Das will ich Sie gleich sagen, das weeß ich Sie selber nich.“ —

— Das Neue Theater ist für die Zeit vom 12. Mai bis 30. Juni von zwei Unternehmern gepachtet worden. Sie wollen das Stück eines jungen Wiener Autors aufführen. —

— Max Burdards Komödie „Nat Schrimpf“ hat bei der Erstaufführung im Deutschen Volks-Theater zu Wien Erfolg gehabt. —

o. Das größte Theater der Welt, das New Yorker Hippodrom, wurde am Mittwochabend eröffnet. 6000 Leute waren anwesend; jeder Platz hatte 100 M. gebracht. Das Gebäude hat einen Aufwand von 6 000 000 M. erfordert; es soll als Zirkus und für Balletts, Melodramen, lebende Bilder und Wasserchauspiele dienen. —

— Für eine aus dem Jahre 1763 stammende Sèvres-Vase wurden unlängst auf einer Londoner Auktion 90 000 Mark bezahlt. —

— Mitte Mai werden in London sechs afrikanische Waldzwerge eintreffen. Sie haben sich dem englischen Forschungsreisenden Garrison freiwillig angeschlossen. Die kleinen Leute, deren Alter 18—24 Jahre ist, sind zwischen 3 Fuß 8 Zoll und 4 Fuß 6 Zoll groß.